

irriden keine Auffassung des Endochorals zuweilen. Zur Vernehmung des Staatsanwaltschaftlichen am 2. d. d. wurde auf Antrag des Staatsanwaltschaftlichen Vernehmung der Bes. des Reichs...

Kas der Krönig Sachjen und ihre Ungerend.

Wienburg, 18. Jan. (Verammlung des Bundes der Landwirthe). Der Landwirthe hat gestern Nachmittag in Sprotta eine Verammlung abgehalten, welche von Herrn Rittergutsbesitzer Schürmer...

Wienburg, 18. Jan. (Arbeitsamkeit). - Vollständig. - Diphtherieepidemie. Die Verhältnisse der Diphtherieepidemie in unkrer Stadt in Wienburg...

Wienburg, 18. Jan. (Zur Frage der Darsgeruband). Die Frage der Darsgeruband wird dem Reichsrat zur Verurteilung...

Wienburg, 18. Jan. (Ergovormerlager). Die Frage der Gründung eines thüringischen Ergovormerlagers...

Wienburg, 18. Jan. (Stadterordnen). Die Stadterordnen der weinischen Stadterordneten Verammlung...

Wienburg, 18. Jan. (Kleinbahn Alfersleben). Die Regierung von Anhalt hat die Ausführung der Vorarbeiten für die Kleinbahn Alfersleben...

Wienburg, 18. Jan. (Landwirtschaftlicher Verein). Im letzten Sitzung des Landwirtschaftlichen Vereins...

Wienburg, 18. Jan. (Der Landtag). Für das Bergschloß Anhalt wird der 21. Staats-Anz. zufolge zum 25. Februar...

Wienburg, 18. Jan. (Der deutsche Solgawerksverband). Der deutsche Solgawerksverband hat in der Versammlung...

Wienburg, 18. Jan. (Selbstmordverfug). Im Nonnenhof wurde heute Nachmittag ein in der Verfassung...

Wienburg, 18. Jan. (Wolkf mit Sonnenfeld). Sonntag, den 20. Januar: Wolkf mit Sonnenfeld, nach Voll, frischer Wind.

Wienburg, 18. Jan. (Wolkf, bedeckt, fruchtlos, schauer Wind). Montag, den 21. Januar: Wolkf, bedeckt, fruchtlos, schauer Wind.

Waffenstände (+ bedeutet über, - unter Null, Galt und Minus).

Table with columns for various items (e.g., Gewehr, Pistole, Kugel) and their quantities for different dates and locations.

Volkswirtschaftlicher Theil.

Vermischte Nachrichten.

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...

Wien, 18. Jan. Im Hinblick auf die Belegung der französischen Präsidentschaft und die leichte Erklärungsverfahre...



[Nachdruck verboten.]

Bruder Roderich.

[16] Roman von Carl Ed. Klopfer.

Bei Hünolds Anblick freijchten die beiden Damen wie aus einem Munde auf.

„Heiliger Gott! — Was iſt geſchehen?“

Er ließ ſie, ohne zu ſprechen, herankommen. Dann faßte er Renée mit einem Ruck an der Hand und zerrte ſie mit ſich in den Thurm.

„Da, da!“ gurgelte er hervor und ſchleuderte die vom Schreden ſeit Gelähmte gegen den Toten, daß ſie an ſeiner Seite niederſtürzte.

Dann kehrte er ſich an die alte Dame, die mit gerungenen Händen daſtand und in ein Weinen ausbrach, das ihren ganzen ſchwächlichen Körper erſchütterte. Aber er konnte kein Wort hervorbringen. Es wurde Nacht vor ſeinen Augen, er taſtete mit kraftloſen Händen um ſich, ſiel gegen die Wand und glitt ohnmächtig daran nieder. Gottlob, es iſt aus! war ſein letzter Gedanke. . . .

VII.

Vierundzwanzig Stunden, nachdem man Gilbert Gräffer zu Grabe getragen, an die Seite ſeiner Mutter gebettet hatte, konnte ſich Hünold wieder von dem Krankenlager erheben, auf dem er zwei Tage lang bewußtlos gelegen hatte. Der Arzt hatte ein Nervenfieber geſürchtet, aber Dank Roderichs robuſter Natur war es allmählich abgeang.

An demſelben Tage, als er das Bett verließ, konnte er auch ſchon den Beamten empfangen, der ſich von ihm eine nähere Schilderung des grauen Unglücksfalles geben ließ. Es war das nur, um der Form Genüge zu thun, wie der Beamte ſelber ſagte, denn der Hergang ſei ja leicht erklärlich. Und Roderich brauchte auch wirklich nichts zu thun, als die allgemeine Verſion im einzelnen zu beſtätigen. Die Brüder hatten zuſammen den Schaden im gefährdeten Thurm beſichtigt, Gilbert war über die umherliegenden Ziegelſteine des aufgeriſſenen Pflaſters geſtolpert, gegen den zu ſchwachen Stützpoſten geſtürzt und von dem einbrechenden Keſt des Gewölbes erſchlagen worden. Dem Zimmermann konnte keine eigentliche Schuld zugemeſſen werden; er hatte ja ein Warnungszeichen vor dem Eingange aufgerichtet und überdies dem Fräulein Juſtine de la Croix ſchon gleich geſagt, daß ſeine hölzerne Verſpreizung nicht genügen werde. Das hatte Gilbert auch gewußt. Wer hieß ihn ſo waghaltig ſein, mit dem Bruder nochmals den gefährlichen Boden zu betreten!

Roderich verließ dieſen ganzen Tag nicht das Zimmer. Obſchon er ſich ziemlich kräftig fühlte, war es ihm doch, als habe er eine langwierige Krankheit überſtanden, eine von jenen Kataſtrophen des Körpers, die uns von Grund aus umwandeln können. Auch rings um ihn ſchien alles verändert. Das Wetter war umgeſchlagen; ſtatt des ſonnigen Firmamentes ſahen graue Wolken ins Zimmer, welche die ganze Flur in einem endlos fortpläſchernden Regen ertränken zu wollen ſchienen. Roderich fühlte ſich an den froſtigen Herbit gemahnt. Er hätte glauben können, die Zeit bis dahin im Fieberſchlaf verträumt zu haben.

Die jüngſten Ereigniſſe, die mit dem Tod des Bruders verknüpft waren, ſchienen ihm ſchon in weite Entfernung gerückt, und zwiſchen dem damals und der unmittelbaren Gegenwart lag eine öde Leere. Ein ſchauerliches Nichts, als habe ſich ſein Kopf des Denkens entwöhnt. Aber allmählich erwachte die ſtarre Vergangenheit in ihm. Der Name „Renée“, der ihm plötzlich durchs Gehirn fuhr, war die verhängnißvolle Zauberformel, die mit einem Male eine ganze Hölle von grauem Spuk darin entſetzte. Während Roderich eine Stunde zuvor mit dem Beamten geſprochen hatte, als berichte er über einen längſt vergangenen Vorfall, ſtand er jetzt urplötzlich wieder mitten in der Situation.

Jetzt glaubte er nicht, was er vernommen hatte: daß Gilbert ſchon ſeit geſtern begraben ſei. Nein, die Leiche lag noch

draußen im Thurm, ihn ſelbſt hatte ein wahnsinniger Impuls davon, hierher getrieben, und jetzt lauſchte er mit athemloſer Anſicht auf etwas, das er ſich ſelbſt kaum zu geſchehen wagte: auf einen wohlbekannten Frauſchritt, auf ein girrendes Lachen, auf die Erſcheinung eines faszinierenden Blickes, vor dem ſeine ganze Kraft in feine Furcht dahinzuschmelzen drohte. Was half es ihm, daß er ſich jetzt dagegen ſträubte; er fühlte ihre Nähe, ihre Macht wie einen elektriſchen Strom, der durch ſeinen Körper ging.

Da ſprang er von der Ottomane auf und rannte in dem großen Zimmer umher, das ihm wie ein Kerker vorſam. Er lechzte nach Luft und Freiheit, und wagte es doch nicht, aus der Thür zu treten — aus Furcht, beim erſten Schritte derjenigen zu begegnen, die er fliehen wollte; Und doch war es im ganzen Hauſe ſo ſtill, als ob außer ihm keine Seele da geweſen wäre, oder als ob man ihn gemieden hätte. Vielleicht war es gerade dieſe Einſamkeit, was ihn bedrückte und ſeinen Geiſt zu ſolchen wunderlichen Gedankengeſpinnſten verführte.

Erſt jetzt ſah er ſich eingehender im Zimmer um. Auf dem Nachtiſche am Bette ſtand ein Waſſerbecken, in welchem noch kleine Eisſtücke ſchwammen, daneben ſtand ein Glas mit einem Reſt von Limonade. Natürlich, man konnte ihn doch nicht die ganze Zeit allein geſaſſen haben. Es hatte ihn jemand gepflegt. Und ſofort dachte er an Joſefine.

Auf dem altoäteriſchen Lehnſtuhl am Kopfe des Bettes lag in der Ecke ein Taſchentuch. Es war ſtark zerknittert und Roderich glaubte es noch thränenfeucht zu finden. Die eingeklebten Buchſtaben J. S. beſtätigten ſeine Muthmaßung, daß es Joſefine gehöre.

Sie war hier geweſen. Und warum hatte ſie ihn verlaſſen, ohne ſein Erwachen abzuwarten, warum kam ſie jetzt nicht, nach ihm zu ſehen?

Eigentlich war er froh, daß ſie ihn allein ließ; es wäre ihm peinlich geweſen, ihr über das Geſchehene Rede zu ſehen. Aber zu vermeiden war ja eine Begegnung unmöglich. Und jetzt ſtachelte ihn der Gedanke, Joſefine verberge ihm etwas, irgend ein Geheimniß, das ſich während ſeiner Krankheit hier im Hauſe vorbereitet habe. Er lächelte zwar ſofort über dieſes neue Hirngeſpinnſt; was ſollte es geben? Joſefine hatte ſich einfach aus naheliegender Diſkretion zurückgezogen. Aber jenes nervoſe Abnungsgefühl ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Nach einem weiteren Gang durchs Zimmer trat er entſchloſſen an den Tiſch und ſchlug auf die Domeſtikenklingel. Was da! Er konnte ſich bald Gewißheit verſchaffen, wie die Dinge ſtanden.

Von dem eintretenden Diener erfuhr er, daß ihn wirklich Joſefine gepflegt habe.

„Bitten Sie Fräulein Strubelſki, ſich zu mir zu bemühen!“

Der Mann verbeugte ſich ſehr tief und eilte davon. Roderich hatte in ſeinem ganzen Benehmen eine Ehrfurcht bemerkt, die an Unterwürfigkeit grenzte. Er dachte jetzt aber nicht weiter über die Gründe zu dieſer oſtentativen Haltung nach.

Fünf Minuten ſpäter erſchien Joſefine.

Roderich erſtarrte der Gruß auf den Lippen bei ihrem Anblick. Einen ſolchen Ausdruck von Haß und Verbitterung, wie er jetzt auf ihrem bleichen Bronzgeſichte lag, hatte er noch niemals an ihr wahrgenommen — oder war es ſeine momentane krankhafte Senſibilität, die davon tiefer als je ergriffen wurde?

Auch ſie ſprach kein Wort. In unheimlichem Schweigen ſtanden ſie einander eine halbe Minute lang gegenüber. Ihr ſtahlharter Blick bohrte ſich in ſeine Augen, daß er ſich ſchließlich abwenden mußte.

„Ich wollte Dir — danken für Deine Fürſorge.“ begann er endlich; „man hat mir geſagt, daß Du — mich pflegteſt.“

Sie lehnte mit einem Achſelzucken ab. „Ich habe nur aus alter Gewohnheit mein Amt geübt. Du wirſt es mir auch gewiß nicht danken, wenn Du erſährſt, daß ich damit — einer Anderen den Wok ireitia gemacht habe.“

Roderich sah ängstlich überrascht auf. „Wer — wäre das?“
„Das könntest Du doch leicht errathen. Sie hat sich mit der Tante seit gestern hier einquartirt.“

„Nenee?“ schrie er auf und erblagte bis in die Lippen.
Josefine nickte sehr bedeutungsvoll, ihn immer fest im Banne ihrer düsternen Augen haltend.

„Und — Du sagst, sie sei da? Hier, hier in diesem Hause?“
„Sie bewohnen die Gemächer der Tante Natalie. Ich hatte kein Recht, ihnen dieselben zu verweigern.“

Und nun erzählte Roderich, wie das geschehen. Nach dem Einsturz im Thurne war Nenee, wie sie sagte, ein weiterer Aufenthalt in der erschütterten Ruine „lebensgefährlich“ erschienen. Sie war noch am selben Tage in die Gräfferische Villa geeilt und hatte um provisorisches Asyl — für die „liebe, arme Tante Justine“ gebeten, bis man Gelegenheit gefunden habe, sich anderwärts einzurichten. Nenee wollte sich auch so gleich nach Straßburg begeben, um dort eine Wohnung zu nehmen. Aber mittlerweile war das bebauenswerthe, alte Fräulein so unpäßig geworden, daß es nicht nur selbst den Ort nicht verlassen konnte, sondern daß auch die Küche genöthigt war, ihre Abreise zu verschieben und sich der Wartung der Kranken zu widmen.

Fräulein Justine hatte sich kaum bis zum Wagen schleppen können, für sie nach der Gräfferischen Villa gebracht hatte. Ihre angebliche Magrüne war durch die Aufregungen beim Tode und bei der Leichenfeier Gilberts zu einer wirklich nicht ungefährlichen Krankheit geworden. An dem Grabe war sie ohnmächtig zusammengebrochen, und es wäre thatsächlich grausam gewesen, ihr in i rem gegenwärtigen Zustand eine umständlichere Neversiedelung zuzumuthen.

„Nun, damit ist Nenees Anwesenheit genügend erklärt“, bemerkte Roderich mit erkünstelter Ruhe. „Sie hat die Tante zu bestrafen. Warum behauptest Du aber, Du hättest ihr in meiner Pflege ein gewünschtes Amt streitig gemacht?“

„Sie hat doch darauf gerechnet, obwohl sie nicht die Kühnheit hatte, es auszusprechen. Ich verstehe mich auf ihren Blick, das kannst Du mir glauben. Die liebe Tante hätte von ihr aus auch ruhig untkommen können, sie würde keinen Finger um sie gerührt haben. Jetzt ist ihr ihr Kranksein freilich ein willkommener Schild.“

Roderich ging unruhig auf und nieder und zerbiß seine Unterlippe. Er wagte es nicht, Josefines Anspielungen zurückzuweisen. Warum? Weil er über das erste Wort zu einer Vertheidigung nicht hinauskommen fürchtete. Es war eine abergläubische Scheu dabei, zu der er wohl einigen Grund hatte. Hatte sich denn seine Ahnung, mit der er die Nähe dieses gefährlichen Weibes spürte, nicht erfüllt? Gewiß, Nenee spannte Zauberfäden, die durch Boden und Mauer, durch Schloß und Kiegel drangen.

Ein Paradies in der Südsee.

Der deutsche Kommissar der Marshall-Inseln hat im Sommer vorigen Jahres eine Reise nach der Insel Nauru (früher Pleasant Island) gemacht und darüber einen Bericht erstattet, der über das amuthige Eiland und seine naiven Bewohner so überaus anziehende Mittheilungen bringt, daß wir unseren Lesern dieses herzerfreuende Idyll nicht vorenthalten wollen. — Der Kommissar schreibt:

Am 17. August 1894, Nachmittags 3 Uhr, verließ der „Archer“ die Insel Ebon, um nach Nauru zu dampfen. Zwei Tage später, am 19. um Mittag, kamen die drei Bergspitzen der Insel zuerst in Sicht, und um 3 Uhr brachte uns ein Brandungsboot durch die hochgehende See an das Land und zum Amtsgebäude des kommissarischen Bezirksamtmannes Jung. Einen Hafen besitzt Nauru nicht, so daß Seeschiffe nicht ankern können, sondern in Fahrt auf offener See bleiben müssen. Es kommt daher oft vor, daß Segelschiffe bei Windstille auf Wochen abgetrieben werden; schon aus diesem Grunde ist die Reise nach Nauru mit einem Segelschiffe nur in dem Falle anzurathen, wo es auf dem Verlust von ein oder zwei Monaten Zeit nicht ankommt. Auch ist die geographische Lage von Nauru noch keineswegs genau bestimmt, und die verschiedenen Angaben darüber unterscheiden sich um mehrere Meilen von einander, so daß die kleine Insel nicht immer im ersten Anlauf gefunden wird. Das vorgelagerte Korallenriff fällt außerordentlich steil ab, und bei hoher See ist es nur mit Lebensgefahr zu passiren. Die fast unter dem Aequator gelegene und in ihrem ganzen Charakter von den übrigen Inselgruppen wesentlich verschiedene

„Ich gehe!“ rief er plötzlich, sich energisch aufrichtend.
„Morgen reite ich.“

Sie lächelte mit unbeschreiblicher Verachtung. „Das hast Du schon oft gesagt. Und jetzt brauchtest Du es nicht eigentlich nöthig zu finden. Was kümmern Dich die Leute, die Dich mit der Französin unter einem Dache wohnen sehen? Dieses Dach, mit Allem, was darunter ist, ist jetzt Dein Eigenthum. Du bist der neue Herr über das Hab und Gut der Gräffer. Fast sollte man Dir darum — gratuliren.“

Roderich fuhr auf, wie von einer Viper gestochen. Jetzt verstand er erst.

„Was sagst Du da?“ stotterte er mit heiserer Stimme. In seinem Gesicht malte sich ein fürchterliches Grauen ab. „Ich — ich sollte ihn — beerben?“

„Wer sonst? Du bist doch sein nächster Verwandter.“ sagte Josefine und sah den entsezt Dastehenden durchdringend an. Dann setzte sie ha,blaut, mit ihrer gravirenden Betonung hinzu: „Oder verbietet es Dir mit einemmale Dein Gewissen?“

Er stöhnte auf und taumelte zurück. Die Hände schauernd vors Gesicht drückend, fiel er auf den Lehnsstuhl am Bette nieder. Josefine beobachtete ihn völlig unbeweglich.

„Was ist Dir denn?“ fragte sie kalt. „Graut Dir jetzt plötzlich vor dem Reichthum?“

„O, dies Geld!“ rief er bebend. „Dies Geld, das man mir schon als Knaben vorgeworfen hat, das mich damals aus dem Hause getrieben hat . . . O, niemals, niemals!“

Sie lächelte tückisch. „Ach, an dem Gelde klebst doch nichts von Blut! Und in einem anderen Dinge willst Du den armen Burschen ja doch beerben.“

„Schweig!“ schrie er mit schmerzlichem Jorn auf. „Warum folterst Du mich? — Ich — will von keiner Erbschaft etwas wissen!“

„Lüge nicht! Wozu hätte denn dann Gilbert sterben müssen?“

Roderich ließ seine Hände sinken und starrte Josefine an. „Sterben müssen?“ flüsterete er hastig. „Was redest Du da? Wäre es möglich? Herr des Himmels! Du — Du glaubst doch nicht etwa . . .“

„O, was liegt Dir daran, was ich glaube!“ entgegnete sie höhnißch. „Du hast den ganzen Vorgang ja vortrefflich erklärt, wie ich gehört habe.“

„Josefine! Dieser Verdacht . . .“

„Beruhige Dich, den habe — nur ich! Es ist Niemand sonst eingefallen, auf Deine zerrissenen Kleider und sonstigen Anzeichen eines Kampfes zu achten. Ich schweige. Ich habe darum auch Deine Delirien an diesem Bette bewacht; Niemand sollte etwas von den Worten v,rnehmen, die Dir im Fieberwahn entschlüpfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Insel ist zweifelsohne die interessanteste, schönste und in feuchten Jahren auch die fruchtbarste des ganzen Schutzgebietes.

Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, daß in Nauru, wie in den benachbarten Gilbert-Inseln trockene und nasse Jahre in gewissen Zeiträumen abzuwechseln pflegen, und daß die Eingeborenen in den fetten Jahren sich durch Eingraben von Kokosnüssen auf die mageren Jahre vorzubereiten pflegen. Jetzt hatte es seit Beginn des Jahres 1892 nicht geregnet, und diese lange Dürre hatte die Kopra-Ernte auf Jahre hinaus völlig vernichtet. Während die Insel dem Kopra-Ertrag nach sonst an erster Stelle zu stehen pflegte und einzelne Bäume hier die fast ungläubliche Anzahl von 1200 bis 1500 Nüssen trugen, ist derselbe, alte bisher noch vorhandene Vorräthe abgerechnet, heute gleich Null. Erst in den letzten Wochen war wieder Regen eingetreten, und die Vegetation hatte zur Zeit, als ich dort war, bereits ihre grüne Färbung wieder angenommen; aber die Lage der Eingeborenen war doch so traurig, daß ihnen auch für dies Jahr die Lieferung der Steuer-Kopra und den Händlern, wie im Vorjahre, die Hälfte ihrer Steuern erlassen werden mußte. Die Insel, die etwa zehn Seemeilen im Umfange hat, erhebt sich terrassenförmig und, oft von steil emporragenden, grotesken Korallenfelsen mit zahlreichen Höhlen unterbrochen, bis zu einem Berge von etwa 50 bis 60 Meter Höhe, von dessen Spitze sich ein vollkommener Rundblick über die ganze Insel und das umliegende Meer bietet.

Zur Orientirung für die Seeschiffe werde ich auf der Spitze dieses Berges demnächst einen Flaggenmast anbringen lassen. Die Höhenzüge sind alle ziemlich dicht, zum Theil mit Hölzern, die im Schutzgebiete sonst nicht vorkommen, bewaldet und umgeben einen tiefen Grund, der in der Mitte einen großen Fischteich mit



brackigem Wasser und einem Palmehain von auffallender Schönheit — die Bäume sind hier 80 bis 100 Fuß hoch — birgt. Die Ansiedelung hier wird das „Buschdorf“ genannt und von einem weiblichen Häuptling, einer jungen hübschen Frau, regiert, deren Ansehen auf der ganzen Insel sehr groß ist. Das Dorf am Fuße der sanft ansteigenden Berglehne hat in seiner stillen, friedlichen Abgeschlossenheit eine wahrhaft idyllische Lage. Die Häuser sind ganz den auch sonst in den Marshall-Inseln üblichen ähnlich. Sie liegen nur auf der einen Seeseite; einzelne auch, auf hohen Pfählen gebaut, mitten im See. Fast vor jedem Hause befindet sich ein Gesäß mit überaus zahmen Seeschwalben oder den größeren Fregattvögeln. Früher erwuchs den Nauru-Eingeborenen aus der Zucht dieser Vögel ein großer Verdienst, indem sie die Federn nach den Marshall-Inseln verkauften, wo sie als Schmuck für Haar und Ohren um vor Allem für Kanoes gebraucht wurden. Jetzt dienen die Vögel lediglich zur Spielerei und sie theilen sich in die Zuneigung der Eingeborenen mit den Schweinen, die, so lange sie klein sind, von den Eingeborenen auf den Armen herumgetragen werden und des Nachts bei ihnen schlafen. Auch Hunde werden viel gehalten; doch dienen sie nicht wie bei uns als Wächter, sondern als Leckerbissen für größere Festlichkeiten. Der etwa 15 Fuß tiefe See selbst, der mit der Muth steigt und fällt, außerordentlich schlammreich ist und einen üblen Moderduft ausstrahlt, ist durch Dämme in einzelne Parzellen getheilt, die verschiedene Besitzer haben. Die Fische in seinem Wasser werden kaum fingerslang aus dem Meer geholt und wachsen bis zur Größe eines fetten Häring. Dann werden sie wieder eingezangen und roh verzehrt. Sie sollen übrigens sehr gut schmecken.

In halber Höhe über dem Dorfe, auf der Hochebene im Nord-Nord-Osten vom Bezirksamte, befindet sich eine höchst interessante Höhle von mächtigen Dimensionen. Der Zugang zu ihr bildet ein steil abfallender trichterförmiger Schacht von 70 Fuß Tiefe, der an die Gletscherbildungen der Schweiz, die Gletschermühlen, in seiner fast zirkelförmigen Form erinnert. Der Abstieg erfolgt mittels Seilen und führt am Fuße abwärts durch eine niedrige Grotte zu einem See mit frischem Wasser, nach dessen Ueberdrehung man in ein mächtiges, hohes, hallenartiges Gewölbe mit reichen Tropfsteinbildungen gelangt.

Die Grotte ist ab und zu von Teichen unterbrochen und leitet wieder in den Abgrund, dessen Tiefe und Grenzen noch nicht bekannt sind. Jedenfalls geht diese höchst merkwürdige Höhle, die eine ganze Anzahl noch nicht unterthener Lebewesen enthält, noch tief unter dem Meeresspiegel fort, und ihre genaue Erforschung wird zweifellos noch manches Interessante für die Wissenschaft liefern.

Kleinere Höhlen giebt es noch eine ganze Anzahl. Sie sind fast ohne Ausnahme mit kühlem Wasser von geringem Salzgehalt angefüllt und dienen als Begräbnisstätten. Die Leiche wird den Schacht hinabgestürzt und Steine sowie brennendes Keisig darüber. Früher wurden — und das geschieht auch jetzt noch häufig — die Todten in eine Matte eingewickelt und mit einem Segel versehen über das Riff ins Meer gesetzt. Nur die Vornehmen werden in die Erde begraben, aber die Sitte der Einbalsamirung, welche in einem früheren Bericht einmal erwähnt ist, hat nach meinen Erkundigungen hier niemals stattgefunden. Für Denjenigen, der längere Zeit auf den Marshall-Inseln, die keine Singvögel besitzen, gewesen ist, macht der liebliche Gesang der zahlreichen finkenartigen Vögelchen einen höchst angenehmen, fast heimatlichen Eindruck. Die Vögel sind grau und haben die Größe der Nachtigall. Leider ist es noch nicht gelungen, sie auf den anderen Inseln anzusiedeln, da sie in der Gefangenschaft sofort eingehen.

Die Eingeborenen von Nauru sind von schöner schlanker Körperbildung mit großen dunklen Augen und angenehmen offenen Gesichtszügen; sie stehen nach meiner Meinung nach jeder Richtung hin weit höher als die Kanaker der Marshall-Inseln. Auch ihre Sprache ist wesentlich von der der Marshallaner verschieden. Auch mit der Gilbertsprache hat die Naurusprache nur wenig gemein.

Die Nauruleute, Männer und Frauen, gehen bis auf einen kurzen Grasrock völlig nackt umher. Freundlich, harmlos und zutraulich umhertreiben die hübschen braunen Gestalten den weißen fremden Mann oder das Haus, in dem er wohnt. Jedes, auch das kleinste Geschenk, erfüllt sie mit hellem Jubel und selbst eine Schachtel Streichhölzer oder eine Stange Tabak wird gewissenhaft mit den Nachbarn getheilt. Die in Nauru lebenden wenigen Weißen können die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit der Eingeborenen nicht genug rühmen, und man kann es heute kaum noch verstehen, wie zwischen diesen Leuten jene

erbitterten Kämpfe wüthen konnten, die die männliche Bevölkerung seinerzeit beinahe vernichtet haben. Die Spuren dieser anarchischen Zustände, die erst ihr Ende durch die Entwaffnung der Eingeborenen durch den früheren Kommissar Sonnenschein und die Besatzung S. M. Kr. „Eber“ gefunden haben, treten noch heute, namentlich auf dem mehr kuppigten Terrain des Innern, zu Tage. Man durfte damals keinen Schritt in das freie Feld thun, ohne daß einem ein Duzend Wingeisterfugeln um die Ohren pflüßten, und heute kann man versichern, daß die Nauruleute die Letzten in der Marshallgruppe sein werden, denen nach Krieg gelüftete.

Ihr gefährlichster Feind sind ohne Zweifel die geistigen Getränke, vor Allen der „Jauer“ Toddy, gewonnen aus dem Saft der Kokosnusspalmen; die Zubereitung desselben ist, wie bekannt, seit der Besitzergreifung der Insel durch das Deutsche Reich verboten. Was aber die Trunkenheit bei diesen sonst so harmlosen Leuten anrichten kann, dafür lieferte ein Gerichtsfall, den ich zu entscheiden hatte, ein lehrreiches Beispiel. Ein betrunkenere weißer Händler hatte — er ist selbstverständlich dafür in Strafe genommen — einem Eingeborenen Schnaps gegeben. Die Folge war, daß der sonst ganz ruhige und schon ältere Mann sich wie ein Rasender gebardete, über seinen Häuptling ohne jeden Grund herfiel und ihn mit einem großen Stein einen schweren Bruch des Schädels beibrachte. Der Häuptling wurde merkwürdiger Weise und Dank seiner guten Konstitution geheilt. Der Attentäter ist zu einer längeren Freiheitsstrafe (sechs Monate), verbunden mit Zwangsarbeit, verurtheilt worden. Der kommissarische Bezirksamtman Jung hält übrigens mit aller Strenge auf die Befolgung der bezüglichen Verordnungen und bringt jede Uebertretung des Verbots des Ausführens geistiger Getränke an Eingeborene zu strenger Bestrafung.

In engem Zusammenhange mit der völlig abgeschiedenen Lage der Insel und der dadurch bedingten geringen Verührung der Eingeborenen mit der Kultur steht ihr fündlicher Aberglaube, der zugleich die Stelle der Religion bei ihnen vertritt. Ueberall in der Natur sehen sie gute und böse Geister, die, wie sie meinen, die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge in sich aufnehmen. Sie errichten ihnen deswegen leere Steingräber und opfern dort als Geschenk süßen Toddy, einen ungefährlchen, alkoholfreien Palmmost, Kokosnüsse und Tabak. Zauberei, Wahriagekunst und der Tabu (Bann) sind noch heute lebhaft im Schwunge, und sobald die Dunkelheit eintritt, erblickt man selten jemand allein außerhalb seiner Hütte unter den Palmen. Sie sind noch völlig Heiden, und die Befehlungsveruche der amerikanischen Mission durch eingeborene Missionare aus den Gilbert-Inseln sind völlig ohne Erfolg geblieben. Die Eingeborenen halten streng auf Sittlichkeit und die Geburt eines unehelichen Kindes gilt als große Schande. Ebenso unbekannt ist der Ehebruch. Dagegen kommt es wohl vor, daß die Häuptlinge wie in den Marshall-Inseln mehrere Frauen haben, und ebenso, daß zwei Männer sich in eine Frau theilen. Der Volksaberglaube richtet sich auch gegen die Geburt von Zwillingen. Sind sie von demselben Geschlecht, so läßt man sie am Leben, sind sie aber verschiedenen Geschlechts, dann wird noch heute eines der Kinder, ohne daß man es zu hindern vermag, getödtet. Mit dieser geschlechtlichen Zurückhaltung der Naurufrauen hängt es zusammen, daß die Syphilis, dieses für die Bewohner der Marshall-Inseln so unheilvoll gewordene Gastgeschenk der weißen Männer, in Nauru niemals so verheerend aufgetreten ist, wie auf den übrigen Inseln des Schutzgebietes. Der mitwandernde Regierungarzt war jetzt in der glücklichen Lage, konstatiren zu können, daß die Syphilis wie der Ringwurm, die bekannte ansteckende Hautkrankheit der Südsee-Inulaner, auf Nauru nicht mehr vorhanden sind.

Am einem der Abende wurden zu unseren Ehren einige Tänze bei Fackelschein aufgeführt; sie scheinen von den Gilbertinseln zu stammen und werden nur von den Frauen getanzt. Die Frauen sind es auch allein, welche die Zaubergefänge und Besprechungen vorzunehmen haben. Zum Theil haben diese Zeremonien ihre für unsere Erfahrungen ganz natürliche Begründung. So müssen die Frauen, wenn die Männer bei stürmischem Wetter fischen wollen, zur Verhütung der hochgehenden See tiefend von Del und mit Blumen geschmückt in das Meer hinausgehen und durch Gesänge die bösen Geister beruhigen. Ohne sich darüber klar zu sein, kennen also die Eingeborenen die Wirkungen des Dels auf die Wogen. Ein merkwürdiger Ausfluß ihres Aberglaubens ist es auch, daß kein Nauru-mann Fische, die er selbst gefangen hat, ißt; sie tauschen sie vielmehr unter einander aus. Ebenso verpönt ist es, Fische in der Pflanze zu braten; sie dürfen nur auf Kohlen geröstet werden.

stend.
s hat
entlich
ch mit
Dach,
ist der
sollte
Zeit
imune.
„Sch
sagte
ad an.
ijinjuzi :
ndernd
nieder.
ir jetzt
s man
s aus
nichts
armen
Sarum
etwas
terben
an.
est Du
Du
ete sie
rkräft,
emand
n An-
darum
sollte
wahrn
uchten
s in
und
graben
legen.
und
inaus
nach
e hier
rugen,
echnet,
Diegen
war,
Lage
r dies
wie
mußte.
erhebt
tesfen
einem
egende
Spitze
i. Die
i, die
angeben
ch mit

Dazu sind gewisse Fische mit dem „Tabu“ belegt, d. h. sie sind geheiligt und dürfen nicht gegessen werden. Ich vermute, daß diese Sorte von Fischen giftiger Natur ist und aus diesem Grunde ihr Verzehren verboten ist. Beim Fischfang sind die Leute ebenso geschickt wie kühn. Meistens fischen sie beim Fackelschein, und es gewährt einen eigentümlichen Anblick, überall Abends das ganze Riff entlang diese Feuer auslodern zu sehen. Eine besondere Gefahr für die Leute bietet der Fang des riesigen Seeaals, der oft dicker als ein starker Mannesarm wird und eine Länge von 10–12 Fuß erlangt. Der Fischer schießt dem Thiere, das in den Korallen des Rifves sitzt, den eisernen Haken in die Schnauze und versucht ihn so herauszuziehen. Dabei geht aber das verwundete Thier oft selbst zum Angriff über, umschlingt den Mann und zieht ihn in die Tiefe. Wie mir von glaubwürdiger Seite erzählt wurde, kehren oft genug die Leute von solchen Fischzügen nicht wieder heim. Auch der Fang der Schwertsfische ist mit Lebensgefahr verbunden. So ist in den letzten Jahren der Fall vorgekommen, daß ein Naturmann im Rande von einem riesigen Schwertsfisch, dessen Schwert fünf Fuß lang war, angegriffen und durch einen Stoß getödtet wurde. Ich habe einige von diesen Schwertern erworben, und sie lassen erkennen, was für eine gefährliche Waffe dieses stahlharte Fischhorn ist.

Der Reichthum an Walfischen wird leider nicht in dem Maße mehr ausgebeutet, wie es geschehen sollte. Nur selten kommt jetzt noch ein Walfischfänger in die Breiten des Schutzgebietes, während sie früher zu allen Jahreszeiten ziehende Gäste der Marshall-Inseln waren. Es scheint die Meinung unter ihnen zu herrschen, daß sich der Walfisch aus diesen Gegenden zurückgezogen habe. Dem ist aber keineswegs so, man konnte vom Dampfer eine ganze Anzahl sich tummeln sehen, und einer von beträchtlicher Länge kam so nahe heran, daß er geschossen wurde. Daß Nauru jetzt weit weniger als früher von Schiffen angelaufen wird, ist übrigens eine Folge der Verordnung, betreffend den Hafen von Jaluit als alleinigen Einklarirungshafen des Schutzgebietes vom 28. Juli 1888.

Abgesehen von dem Miswachs, der seit längerer Zeit in Nauru herrscht, darf man mit der Entwicklung der Insel wohl zufrieden sein. Die Eingeborenen zeigen die größte Friedfertigkeit; und Diebstahl und ähnliche Verbrechen sind völlig unbekannt. Der einzige Fall, der eine Bestrafung erforderte, war die schon oben erwähnte Körperverletzung, die aber auch nur in Folge von sinnloser Trunkenheit verübt war.

Nachdem die Häuptlinge, darunter zwei Frauen, eindringlich ermahnt worden waren, wie bisher auch in Zukunft Frieden und Ruhe zu halten, und nach Erledigung einiger Streitigkeiten zwischen weißen Händlern und Eingeborenen wurde die Insel am 21. August, Nachmittags 3 Uhr verlassen, um die Reise nach weiteren Inseln des Schutzgebietes, zunächst nach Majuru, fortzusetzen.

Allerlei.

Im schönen Nizza, wo das Wahrsagen bekanntlich ein öffentliches Metier ist, bescheiden sich, wie man der „Frankf. Sta.“ von dort schreibt, seit einiger Zeit zwei Hellscherinnen auf erbitrerte Weise mittelst Annoncen. Des langen Kampfes müde, hat sich nun die ältere der beiden Sonnambulen aufgerafft und fordert ihre Begleiterin zu einer Seance im Athenäum heraus. Sie verpflichtet sich, 500 Fr. dem Armenfonds zu spenden, wenn ihr die Nivalin gewisse Dinge nachmachen kann. Besitzt man eine fast immer „im eigenen Hause“ wohnende Hellscherin, so empfängt uns zuerst „der Herr Doktor“, welcher den die Thüre öffnenden Bürobedienten fragt: „Wer ist denn im blauen Salon?“ „Monseigneur“, erwidert derselbe leise aber vernehmlich. „Ob, und im gelben?“ „Die Fürstin „Ramsli“.“ „So öffnen Sie den rothen!“ was auch geschieht. Hier möchte uns nun der Herr Doktor auf den Zahn fühlen, was ihm auch meistens gelingt. Nachdem er sich und die Hellscherin gehörig instruiert, wird man in das Allerheiligste geführt. Für 20 Fr. wird die meist äppig schöne, phantastisch herausgeputzte Alleswissende eingeschläfert, um über Verstorbene und noch Ungedorene Auskunft zu geben, wobei all die Uuemfindlichkeitsproben geliefert werden, die im Preise inbegriffen und allgemein bekannt sind. Für 10 Fr. kann man die Hypnose an sich vornehmen lassen, was ein äußerst angenehmes Nervenreizmittel sein soll. Für 5 Fr. kann man sich wahrigen lassen, je nach Wunsch, aus den Karten, nach einer Art Lotto und aus dem Kaffeekaff. Bei Damen ist das Prophezeien mit dem Kaffeekaff das Beste. Der eben überbrütete gemahlene Kaffee wird in einen wahrscheinlich gerippten Teller geschüttet und gleichmäßig vertheilt, sowie die Butter in Tortenblech. Sobald die überflüssige Feuchtigkeit abgelaufen, bilden sich

einzelne Figuren, wie ein Kreuz, was natürlich „Tod“ bedeutet, — oder ein Anker, ein Herz, eine Spinne, deren Symbol jede Amme kennt. Es giebt wirklich Frauen, welche gehobenen oder betrübteten Sinnes diesen Salon verlassen, je nachdem sie „Zeichen“ auf dem Teller sahen! Will man nicht im separaten Salon warten, was diejenigen thun, die nichts zu scheuen haben, so trifft man meist sehr interessante Gesellschaft und kann ernste Studien machen, wie leicht doch hier Gelegenheit geboten wird, Anknüpfungen zu finden. Man liest auch hier nie: „unter Schiffe X, wenn Annäherung gestattet ist“ man verfolgt einfach das „Objekt“, es geht entweder zum Zuderbäder oder zur Sonnambule, wo Jedermann Zutritt hat. Das Andere macht sich dann von selbst.

Das **Zodiacallicht** wird, wie A. Berberich in der Naturwissenschaftlichen Rundschau mittheilt, in der nächsten Zeit in günstiger Stellung zu sehen sein. Nicht weit von der Spitze des Lichtkegels steht der Mars. Bei der Abhängung der Lichtvertheilung empfehlen sich Vergleichen mit gewissen Stellen in der Milchstraße. Ueber die Ursachen dieses Lichtgebildes ist Sickers nicht bekannt. Ob es in der Umgegend der Erde entsteht, bleibt gleichfalls sehr zweifelhaft. Nach den spektroskopischen Beobachtungen handelt es sich sehr wahrscheinlich nur um reflektirtes Sonnenlicht, nicht um Lichtentwicklungen, welche einem Polar- oder Kometenlicht analog wären. Auf den eigentlichen Sternwarten, die meist in oder nahe der größeren Städten liegen, läßt sich für die Erforschung des Zodiacallichtes nur wenig thun. Um so werthvoller sind daher Beobachtungen von Freunden der Wissenschaft, die an günstigen Orten mit freiem Ausblick auf den Himmel wohnen.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Vorkrechnung nach Auswahl vorbehalten.)

- **Eingegangen** sind folgende Bücher: Schrodt, Reform des Strafverfahrens. (Verlag von Otto Liebmann, Berlin). Preis 1 Mk. — Otto Wülffing, Währungsfrage und Industrie. Denkschriften für die Silberkommission von 1894 etc. (Berlin. Verlag von Hermann Balthers). Preis 60 Wg. — Wie ist der landwirthschaftlichen Rothlage abzuwehren ohne Aenderung der jetzigen Zollgesetze? Von Ritterausbej. Bennemann. (Berlin. Bei Franz v. Schulz). — Naturische Briefe gegen die moderne Nüchternheit. Von Peter Johannes Diel. (Berlin. Bibliographisches Institut). — Artien Tribune. Probenummer. (Verlag von Paul Ludwig, Leipzig). — Lotusblüthen. Theosophische Monatschrift. (Leipzig. Verlag von W. L. Friedrich). — Januarheft. — Aus Poesie und Liebe. Von Huerer von Steinbe a. d. Gherasserwald. (Selbstverlag. Waldbauern bei Hannover). Preis 1,50 Mk. — Germania triumphans. Rückblick auf die weltgeschichtl. Ereignisse der Jahre 1900–1915. Von einem Größtdeutschen. (Verlag von H. W. S. Jans Erben. Berlin) Preis 1 Mk. — Seb. Kneip. Mein Testament. (Hof. Köhler'sche Buchhandlung. Kempten) Preis 2,50 Mk. — Die Rentengutsgründung in Schmalau. Ein Beitrag zur Rentengutsgründung aus der Praxis von Stobbe, Regierungsrat und Spezialkommissionar in Bromberg. (Braunschw. G. W. Köhler's Verlag). — Treitschke. Gustav Adolf. Preis 1 Mk. (Verlag von S. Hirzel. Leipzig).

— **Jahrbuch der Schule Gabelsbergers** 1895“ 38. Jahrg. Herausgegeben vom königlichen Stenographischen Institut zu Dresden. Bearbeitet vom Dr. jur. M. Fröhliker und Dr. phil. P. Höfer. Mit einem Literaturbericht von Dr. phil. A. Neupert. Kommissionsverlag von G. Zehl-Verlag. Das Jahrbuch der Schule Gabelsbergers für 1895 ist erschienen. Dasselbe giebt Auskunft über die Zeit vom 1. Juli 1894 bis dahin 1894. Die Zahl der Vereine beträgt 883 und hat gegen das Vorjahr um 49 zugenommen, die Zahl der ordentlichen Mitglieder 26650. An 887 Lehranstalten wurden unterrichtet 39888 Schüler, während in Vereins- und Privatkursen 22177 Teilnehmer ausgebildet wurden. Davon entfallen auf Anfangsunterricht 43779 und auf die Fortbildungskurse 18286. Preußen zählt 293 Gabelsberger'sche Vereine und hat in der Abrechnungsperiode um 15 Vereine zugenommen. Unter der Ueberschrift „Förderung der Stenographie seitens einzelner Staatsregierungen“ wird aufgeführt, daß in Bayern, Sachsen und Preußen die Gabelsberger'sche Stenographie in den Schulen eingeführt ist. Für Württemberg hat das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens den Professor Erbe zu Stuttgart im Juni 1892 beauftragt, bei den vom Verband Württembergischer Stenographen zu veranstaltenden Prüfungen künftiger Lehrer der Gabelsberger'schen Stenographie als Regierungskommissar den Vorschlag zu führen. In Baden hat der Großherzogliche Ober-Schulrath zu Karlsruhe in den Entwurf eines Lehrplans und einer Ordnung der Reifeprüfung für Ober-Real Schulen und Real Schulen folgenden Passus aufgenommen: „für freiwillige Teilnehmer aus den Klassen von III A an aufwärts soll Unterricht in der Stenographie — System Gabelsberger — erteilt werden, wenn nach den örtlichen Verhältnissen an der Anstalt ein besonderes Bedürfnis dafür vorhanden ist.“ Das königliche Stenographische Institut Dresden (Vorsitzender Ober-Regierungsrath Professor S. Krieg) hat sich auch durch den neuesten Jahrgang des Jahrbuches den Dank der Freunde der Gabelsberger'schen Stenographie verdient.